

PAPST JOHANNES XXIII. – EIN HEILIGER ZUM ANFASSEN

Vortrag von Abt Benedikt Müntnich
bei der jährlichen Mitgliederversammlung des Laacher Freundeskreises

Maria Laach –7. Juni 2008

Ich wünsche Dir von Herzen, dass Du immer auf der Höhe des Vaterunsers bleibst. Weißt Du, was das bedeutet? Immer in dieser ruhigen und milden Atmosphäre der Schau Gottes bleiben, des Königs des Himmels und der Erde, unseres gütigen und barmherzigen Vaters, auf der Suche nach der Herrlichkeit seines Reiches und vor allem seines heiligen Willens, worin unsere Vollkommenheit besteht. Dann die Erwartung seines Brotes, des geistigen und leiblichen, das uns als Lohn für unsere Arbeit zusteht. Dann seine Verzeihung für unsere Fehler und Sünden sowie die Gnade, den anderen in allem und immer verzeihen zu können. Schließlich das Bewahrtwerden vor allem Übel dieses und des anderen Lebens. Was willst Du noch mehr?«

So schrieb Angelo Giuseppe Roncalli, zu der Zeit Nuntius in Paris, also auf einem herausgehobenen kirchendiplomatischen Posten, am 6. Januar 1948 an seine Nichte Teresa. Diese Worte sind in gleicher Weise ein Selbstzeugnis wie ein Zeugnis über Gott, dem Johannes XXIII. sein Leben lang mit Hingabe diente. Sie sind eine Offenbarung der Quelle seiner väterlichen Güte, die die Menschen während seines päpstlichen Pontifikats staunen ließ und sie bis heute fasziniert.

Am 28. Oktober 1958, also vor fünfzig Jahren, wurde Angelo Giuseppe Roncalli Papst. Dieses Jahr 2008 ist also ein kleines Jubiläumsjahr. Deshalb auch diese Gedanken anlässlich der jährlichen Mitgliederversammlung unseres Laacher Freundeskreises. Für mich ist es zugleich eine gute Gelegenheit, Ihnen allen im Namen unserer ganzen Gemeinschaft für Ihre treue Verbundenheit mit unserem Kloster und für Ihre bewährte Hilfe von Herzen zu danken.

Mir fällt ein Bericht des berühmten italienischen Regisseurs Fellini ein über eine Begegnung, die er mit Papst Johannes hatte. Eigentlich war es gar keine richtige Begegnung, sagt er. »Im römischen Stadtverkehr waren unsere Autos an der Ampel nebeneinander zum Stehen gekommen. Ich winkte dem Papst zu, der im Fonds seines Wagens saß. Er wirkte verlegen wegen all der Aufregung seinetwegen. Als er mein Winken wahrnahm, schaute er zu mir hin und machte dann mit der Hand das Zeichen des Segens, ehe sein Auto weiterfuhr, in eine andere Richtung als meines.« Fellini war tief beeindruckt vom Wesen des Papstes und von seiner Ausstrahlung. Er sagte: Papst Johannes wirkte auf mich wie eine Verkörperung des Guten.

Diese Worte sagen etwas Entscheidendes aus über Papst Johannes XXIII., aber auch über uns alle, über das, was wir uns tief im Herzen ersehnen, wie wir uns die Kirche in der Welt von heute wünschen, aber auch wie wir selbst eigentlich füreinander sein möchten. Diese tiefe menschliche Sehnsucht, die unsere eigene ist, rechtfertigt die Erinnerung dieses Mannes, der am 3. Juni 1963, also vor fünfundvierzig Jahren, starb und den Papst Johannes Paul am 3. September 2000 seliggesprochen hat.

Ehe wir ihn aber nun näher charakterisieren, noch ein Selbstzeugnis – wie überhaupt er selbst hier vor allem zu Wort kommen soll – aus einem Brief an seine Schwester Maria vom 8. Januar 1955, diesmal als Patriarch von Venedig: »Ich bin davon überzeugt, dass der Herr mir wohlgesonnen ist, weil er verfügt, dass die schönsten Ereignisse meines Lebens durch seine Gnade erhellt werden, aber stets mit einem Dorn in meiner Krone.« Mit diesem »Dorn« deutet Johannes weniger auf persönliche Schwierigkeiten und Leiden hin, deren es auch genügend gab; er litt vielmehr unter dem, was seine Familie traf. Gerade war die Liebblingsschwester Ancilla gestorben, und nun war Maria an Krebs erkrankt. Das traf ihn schwer. Nebenbei: Er sollte dann selbst nach kurzem schwerem Leiden an Magenkrebs sterben. Aber ich finde es faszinierend, wie er mit Schwerem umging und durch seinen Glauben Trost und

Kraft verbreitete. Er schrieb in diesem Brief an seine Schwester weiter: »Im Himmel werden wir die ganze Schönheit dessen schauen, was die Vorsehung zu unserem wahren Heil verfügt hat.«

Wer war Johannes XXIII.? Am 25. November 1881 wurde er in eine einfache norditalienische Bauernfamilie hineingeboren. Er blieb sein Leben lang ein einfacher Mensch. Am 26. September 1948 schrieb er aus Paris an seine ganze Familie und erzählte ein wenig von seinen Aufgaben als Nuntius. Gerade hatte eine feierliche Messe in Notre-Dame stattgefunden: »Am Ende des Gottesdienstes – so Johannes – kamen alle Persönlichkeiten, um dem Kardinal (von Paris) und dem Nuntius die Hand zu geben. Als ich mit diesen hohen Persönlichkeiten zusammen war – hoch übrigens als Redewendung –, dachte ich an die Meinen in Sotto il Monte und an unsere Felder. Es genügt, dass der Herr allen die heilige Gottesfurcht und seinen Frieden gibt. Das ist die wirkliche Größe und das einzige Glück.« So war er einfach, auch noch später als Papst. Er war einfach er selbst – aber vor dem Angesicht Gottes, das ist das Entscheidende. In keinem der vielen Briefe, die er an die Familie schrieb, fehlt Gott. Er kommt so ganz selbstverständlich vor, aber wie einer, der ohne Frage dazugehört und ohne den es keinesfalls geht. Das war sein Glaube.

Von Natur aus war Johannes von gewinnender Liebenswürdigkeit. Er war aber auch mit schönen Geistesgaben gesegnet. Er hatte einen wachen Blick für die Menschen und für die Erfordernisse der Zeit, dafür steht insbesondere sein Entschluss, das 2. Vatikanische Konzil einzuberufen. Er hatte Liebe zu allen Menschen, so wie er es sich von Gott erbeten und sich selbst vorgenommen hatte. Dafür ein Beispiel aus der Zeit, als er Apostolischer Delegat in Istanbul war: Einem italienischen Regiment, das in der Türkei in entlegener Gegend stationiert war, wurde bekannt gegeben, dass »der Bischof« die Soldaten besuchen wolle. Er sollte mit den militärischen Ehren eines hohen Offiziers empfangen werden. Die Soldaten waren nur verdrossen; in all dem Staub und in der Hitze nun auch noch das. Aber sie staunten nicht schlecht, als statt der erwarteten langen Autokolonne nur ein einziges bescheidenes Auto über das Feld heranrollte. Es hielt an, und herausstieg Roncalli, schwitzend und staubbedeckt. Er strahlte und schüttelte Hände. Unter freiem Himmel feierte er mit den Soldaten die Messe und fragte dabei, wer noch nicht gefirmt sei. Den Betreffenden spendete er das Firmsakrament. Er unterhielt sich mit ihnen, bis es dunkel wurde. Dabei bat er sie, es war im 2. Weltkrieg, für den Frieden zu beten. Dann wollte er ins Auto steigen. In der nun entstehenden Stille trat ein junger Soldat vor. »Was willst Du, Carissimo?« »Exzellenz, ich möchte Sie umarmen, für uns alle.«

Das war er. Aber was war die Quelle seiner Menschlichkeit und Herzengüte? Als er im Vatikan im Sterben lag und seine Geschwister sein Bett umstanden, da flüsterte er ihnen zu: »Wisst Ihr noch, wie ich nie in meinem Leben etwas anderes sein wollte als Priester?« Das war er, ein Mann Gottes, und zwar für alle seine Brüder und Schwestern auf der ganzen Welt. Das war sein ganzes Geheimnis. Er hatte im Herzen erfasst, wer Gott ist: »unser gütiger und barmherziger Vater«, wie er an seine Nichte über das Vaterunser schrieb, und in seinen Dienst hatte er sein Leben gestellt. Er lebte in der »ruhigen und milden Atmosphäre der Schau« dieses Gottes. Wobei »Schau« wohl vor allem bedeutet, dass Gott auf ihn schaute, in Liebe, so wie der Christus in unserer Abteikirche immer auf uns schaut.

War er naiv? Manche, auch in hohen kirchlichen Kreisen, glaubten das. Ich glaube es nicht. Er kannte das Leben. Als kleiner Junge litt er unter Spannungen im Haus der Großfamilie (Brief aus Istanbul am 16. September 1940): »Als wir klein waren, welchen Eindruck machten da die alten Brüder Roncalli auf mich, weil sie nie miteinander sprachen oder wenn, dann recht garstig.« Im 1. Weltkrieg wurde er eingezogen. Bei den Exerzitien des Jahres 1919 notierte er in sein Tagebuch: »Ich denke an die vielen Seelen junger Menschen, die ich in dieser Zeit (des Krieges) kennengelernt und von denen ich vielen beim Übergang ins andere Leben beigestanden habe.« Er kannte da Menschlich-Allzu-Menschliche in der Kirche, worunter er still litt. 1925 wurde er als päpstlicher Delegat nach Bulgarien geschickt und blieb dann zwanzig Jahre auf dem Balkan. Man kann sagen, er war auf verlorenem Posten. Allzu viel traute man dem Bauernsohn damals wohl nicht zu. Aber er hat etwas Wunderbares daraus

gemacht und überaus fruchtbar gewirkt. Und die menschlichen, religiösen und nicht zuletzt ökumenischen Erfahrungen dieser schweren Jahre erwiesen sich für ihn als Papst als äußerst segensreich. Er charakterisiert sie in der Retrospektive als gerade ernannter Nuntius in Paris in einem Brief an die Familie (Istanbul, 7. Dezember 1944) so: »Ich kann Euch den Schmerz nicht sagen, den ich empfinde, wenn ich mich nun von meinen Kindern und Brüdern in Istanbul trennen muss, wo ich nun volle zehn Jahre Vater und Hirte war. Nun in Paris gibt es keinen seelsorglichen Dienst mehr, der mir doch so liegt und um dessentwillen ich Priester geworden bin, sondern nur religiöse Angelegenheiten, die sich oft mit der Politik berühren.« Positiver klang es dann, als er ein paar Wochen später aus Paris selbst an die Familie schrieb (20. Februar 1945): »Ich habe hier keine pastoralen Aufgaben wie in Istanbul; es handelt sich hier um größer angelegte Formen, den Seelen Gutes zu tun.« Es folgt ein Satz, der kennzeichnend ist: »Fahrt fort zu beten und unsere Kleinen beten zu lassen, dass der Herr mich außer in guter Gesundheit auch in Einfalt und Demut bewahre.«

1926 bei den Exerzitien in St. Paul vor den Mauern Roms notierte er in sein Tagebuch: »Seit zwanzig Monaten bin ich nun Bischof. Und wie leicht vorauszusehen war, brachte mir dieses Amt viel Kummer und Sorge. Aber – es ist sonderbar – dieser Verdruss kam nicht durch die Bulgaren, für die ich tätig bin, sondern von den Zentralorganen der kirchlichen Verwaltung. Es ist eine Form von Kränkung und Demütigung, die ich nicht erwartet habe und die mich sehr schmerzt.« Dann der bezeichnende Zusatz: »Herr, du weißt alles!«

Zwei Jahre später, am 11. November 1928, schrieb er aus Sofia an seine Schwestern Ancilla und Maria nach einem Romaufenthalt – übrigens einer der ganz seltenen Fälle, bei denen er seinem Ärger einmal Luft machte: »Außerdem muss ich sagen, dass ich gern aus Rom weggegangen bin. Es verdroß mich, dort die vielen kleinen Erbärmlichkeiten mit ansehen zu müssen. Jeder sucht einen Posten zu erhalten und Karriere zu machen und ist mit Geschwätz darüber beschäftigt. Welch eine Herabsetzung des Priesterlebens, nur seine eigene Bequemlichkeit im Auge zu haben, statt um die Ehre des Herrn und das Kommen seines Reiches besorgt zu sein.«

Machen wir einen Zeitsprung. 1958 wurde Roncalli zum Papst gewählt. Zu seinen großen Leistungen in diesem Amt gehört die Einberufung des 2. Vatikanischen Konzils. Am 25. Januar 1959 sprach er zum ersten Mal öffentlich davon, zunächst vor einer Gruppe von Kardinälen in der Benediktinerabtei St. Paul in Rom. Die Reaktion war zurückhaltend bis ablehnend. Papst Johannes sagte später dazu: »Menschlich gesprochen hätten Wir eigentlich erwartet, dass sie sich um Uns gedrängt hätten, um ihre Zustimmung und ihre guten Wünsche zu bekunden.« Damit begann für ihn eine schwere Zeit. Es gab viel Unverständnis, Widerstand und Abwehr, gerade auch im Kreis seiner engsten Mitarbeiter. Johannes trug das durch. Berühmt wurden folgende Sätze seiner Ansprache bei der Eröffnung des Konzils am 11. Oktober 1962: »In der täglichen Ausübung Unseres Hirtenamtes geschieht es nicht selten, dass Stimmen zu Uns dringen und Unser Ohr verletzen, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht in gleicher Weise mit Takt und Urteilsvermögen begabt sind. In den gegenwärtigen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft vermögen sie nichts als Verrat und Zerstörung zu erkennen, sie sagen, dass unser Zeitalter im Vergleich zur Vergangenheit nur zum Schlechteren abgeglitten sei; und sie benehmen sich so, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die eine Lehrmeisterin des Lebens ist, und als hätten in den Zeiten der früheren Konzilien die christliche Idee und das christliche Leben, die Sitten, die gerechte Freiheit der Kirche immer nur geblüht und triumphiert. Wir aber müssen diesen Unglückspropheten entschieden widersprechen, die immer nur Unheil vorhersagen, als stünde das Ende der Welt bevor. In der gegenwärtigen Entwicklung, in der die menschliche Gesellschaft offenbar zu einer neuen Ordnung der Dinge geführt wird, ist eher ein verborgener Plan der göttlichen Vorsehung zu erkennen, der durch die Bemühungen der Menschen, aber über deren Erwartungen hinaus ihr eigenes Ziel verfolgend, noch höhere und ungeahnte Hoffnungen verwirklicht.«

Was war das Geheimnis des Lebens dieses Mannes, das zugleich sein Geschenk an uns heute ist? Mit einem Wort gesagt: Gott. Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, und

Gottes Heiliger Geist, der auch heute in der Kirche und in allen Menschen guten Willens am Werk ist. Das war seine feste Überzeugung. Als einmal jemand über die schlechten Zeiten klagte, sagte er: »Jede Zeit ist Gottes Zeit.« Gott war für Johannes *die* Wirklichkeit überhaupt. Und wenn Menschen sich für ihn öffnen, dann kann nur Gutes für die Menschengemeinschaft daraus werden. Das war Papst Johannes' Glaube. Und von diesem Glauben durchdrungen, streckte er allen Menschen guten Willens, ganz gleich welchen Glaubens, welcher Nation oder welchen Standes die Hand entgegen. »Meine Familie ist die ganze Welt«, hatte er sich in den Exerzitien des Jahres 1960 aufnotiert.

Er war ganz und gar kein Minimalist. An sich selbst und seine Lebensführung als Priester stellte er höchste Anforderungen. »Meine Fehler und meine Schwächen, ... für die ich täglich die heilige Messe aufopfere, sind mir Anlass zu unablässiger innerer Demütigung. Sie lassen nicht zu, dass ich mich in irgendeiner Weise erhöhe, aber schwächen auch nicht mein Vertrauen und meine Hingabe an Gott, dessen liebende Hand ich stützend über mir fühle« (Exerzitien 1960).

Wer sein geistliches Tagebuch liest, erkennt als roten Faden das beständige Ringen, Mensch im Sinne Gottes zu sein und ihm das Leben vollkommen zu weihen. Am 15. August 1961, also knapp zwei Jahre vor seinem Tod, notierte er in sein Tagebuch: »Mein Leben muss ganz Liebe zu Christus sein und zugleich ganz ausstrahlende Liebe und Hingabe für die einzelnen Menschen und für die ganze Welt.« Von Christus her liebte er die Menschen, und zwar nicht allgemein aus einer Distanz heraus, sondern ganz konkret, eben die Einzelnen, und so die ganze Welt. Er ist damit dem Vorsatz treu geblieben, den er als achtzehnjähriger Theologiestudent im Hinblick auf sein Priestertum gefasst hatte, allerdings ist er wunderbar darin gereift. Im Jahr 1900, also einundsechzig Jahre zuvor, hatte er sich notiert: »Wenn alle Menschen Gottes Ebenbild sind, wie könnte ich sie nicht alle lieben, wie könnte ich sie verachten, ihnen keine Ehrfurcht entgegen bringen? Diese Überlegung sollte mich davon abhalten, meine Brüder auch nur irgendwie zu beleidigen; ich muss mich daran erinnern, dass alle Gottes Ebenbild sind und dass vielleicht ihre Seele schöner und Gott näher steht als meine« (Exerzitien Februar 1900).

Nur noch zwei kleine Notizen zu seinem persönlichen christlichen Streben. Die eine aus der Feder des jungen Theologiestudenten: »Hier ist mein Spiegel: Jesus Christus.« Die andere bei Exerzitien als Papst im Vatikan: »Vor allem will ich fortwährend die heilige Vertrautheit mit dem Herrn pflegen, indem ich stille und liebevolle Zwiesprache mit ihm halte. ›Das Wort ist Fleisch geworden.‹ Dieses Ereignis ist der lebendige Mittelpunkt des mystischen Leibes. Und ich will die göttliche – göttliche und zugleich menschliche – Brüderlichkeit weiter walten lassen, durch die ich sein Bruder bin durch Annahme an Kindes statt und mit ihm Sohn seiner Mutter Maria« (Exerzitien Februar 1900; Exerzitien November bis Dezember 1961).

Welche Ratschläge gab er Menschen, die ihm anvertraut waren und denen er nahe stand – welchen Ratschlag gibt er uns? Nur zwei kleine Beispiele, weil die Zeit drängt. Das eine ist eine Mahnung an seinen Neffen Battista, den Sohn seines Bruders Giovanni, der Priester werden wollte und der sich damit nicht so leicht tat. Ihm schrieb er (22. Mai 1941): »An jedem Tag, der vergeht, musst Du Dir Mut machen: Du musst Dich an die Anstrengung gewöhnen, Dich über die guten Erfolge freuen, nach besseren streben: aber all das ohne Aufregung, im Gegenteil, mit viel Ruhe und Gelassenheit des Geistes. Mit der Hilfe des Herrn, die du immer anrufen musst. Und wenn Du täglich einen Schritt vorwärtsgehst, kannst Du sehr weit kommen. Gewöhne Dich vor allem daran, Dir einen guten Charakter zu formen, aufrichtig, offen, immer zu Güte und Nachsicht für die Fehler der anderen geneigt. Aber mit Grundsätzen, die ewig sind, sei stark und unbeugsam.«

Das andere Beispiel fand ich auf einem Kalenderblatt. Lassen wir damit Papst Johannes das letzte Wort: »Nehmen wir uns nicht zu viel vor. Es genügt die friedliche und ruhige Suche nach dem Guten an jedem Tag, zu jeder Stunde, aber ohne Übertreibung und Ungeduld.«